

Erinnerung an eine Literatur

Von der DDR-Literatur zur Literatur im Osten Deutschlands

Von Klaus-Rüdiger Mai

Meine erste Begegnung mit Rüdiger Bernhardt ereignete sich unter dem Dach des Germanistischen Instituts der Martin-Luther-Universität zu Halle-Wittenberg vis a vis des Landestheaters an einem schönen Frühlingstag Anfang der achtziger Jahre und bewahrte mich davor, aus einer Art Torschlusspanik heraus einen falschen Weg einzuschlagen. Die Zeit des Wehrdienstes, den ich gerade leistete, empfand ich als eine freilich durch spärlichen Urlaub und nicht ganz so spärlichen Ausgang unterbrochene Gefangenschaft. Eingesperrt fühlte ich mich aber auch hinsichtlich der beruflichen Perspektive, denn mir wurde an der Erweiterten Oberschule verdeutlicht, dass ich mich weder für Philosophie, noch für Germanistik, noch für Dramaturgie zu bewerben bräuchte, allenfalls käme bei meinen Interessen noch ein Deutsch- und Geschichtslehrerstudium in Frage.

Die Universität malte ich mir als Ort des Geistes und der Freiheit aus, deshalb sehnte ich mich danach, mit dem Studium beginnen zu können, ganz gleich was. Doch je näher der Tag der Entlassung heranrückte, fürchtete ich, von einer Kaserne in eine andere überstellt und schließlich im falschen Beruf kaserniert zu werden. In dieser Situation vermittelte ein Freund ein Gespräch mit einem Dozenten der Sektion Philosophie in Halle und da ich eine Studienzulassung für die Sektion Germanistik/Kunstwissenschaften besaß, gab mir mein Schutzengel den Gedanken ein, um einen Gesprächstermin in dieser Sektion zu bitten. Eigentlich wollte ich mich bei den Philosophen vorstellen und mich von den Germanisten verabschieden. Nicht weil ich Gedichte und Geschichten verfasste, nicht weil ich Christa Wolf und Franz Fühmann las, Volker Braun und Heiner Müller, Anna Seghers und Erich Arendt, Reiner Kunze und Stefan Heym, Stephan Hermlin und Günter Kunert, Günter de Bruyn und Erwin Strittmatter, und natürlich die deutsche Literaturgeschichte und nicht nur die, saß ich dem Germanisten gegenüber, der sich wissenschaftlich mit der DDR-Literatur beschäftigte, sondern weil die Leiterin der Studienabteilung, mit der ich eigentlich verabredet war, aus irgendeinem Grund, an den ich mich nicht mehr erinnere, keine Zeit für mich hatte, nahm sich der stellvertretende Sektionsdirektor für Erziehung, Aus- und Weiterbildung

meiner an. Diese Funktion bekleidete damals Rüdiger Bernhardt, von dem ich sogar ein Buch besaß, nämlich Texte des Dichters Peter Hille, die er 1975 im Reclam Verlag unter dem Titel: „Ich bin, also ist Schönheit“ herausgegeben und die ich begeistert gelesen hatte, einschließlich seines Nachwortes. Im Jahr 2004 erschien übrigens Rüdiger Bernhardts Peter Hille Biographie unter dem Titel: „Ich bestimme mich selbst“. Das traurige Leben des glücklichen Peter Hille (1854–1904). Besseres, Klügeres und Kenntnisreicheres als diese Biographie dürfte man kaum über den Dichter finden.

Doch wie anders aber gestaltete sich das Gespräch in der Germanistik, nach dem ich in der kurzen Unterhaltung bei den Philosophen beinahe erfroren wäre. Ich kam erst gar nicht dazu, anzusprechen, dass ich kein Lehrer werden wollte, sondern, nach der kurzen Begrüßung tauchten wir sofort in ein Gespräch über Literatur ein, er, der Literaturwissenschaftler, ich der naive Junge aus der Kleinstadt, eigentlich vom Lande. Noch mit niemandem hatte ich so über Literatur reden können, so tief und gleichzeitig so lebendig, denn ganz gleich, ob man sich wissenschaftlich mit Texten auseinandersetzte und sie analysierte, begriff der Mann, der mir gegenüber saß, Literatur als Leben, als Existenzform und als Formung der Existenz. Literatur bestand für ihn nicht nur aus dichterischen Höchstleistungen, sie hatte auch eine gesellschaftliche Funktion, von der sie geprägt wurde. Sie entstand in konkreten Situationen. Literatur erschöpfte sich nicht in einem Kanon von Texten, sondern sie bildete ein kommunikatives System, in dem sich Leben und Schreiben, Rezeption und Perzeption verbanden. Andererseits bildete die Sozialgeschichte der Literatur nur einen Aspekt ab. Der Germanist, mit dem ich diskutieren durfte, sah sich nicht als erfahrener oder, wie es damals hieß, befugter Leser, sondern als Wissenschaftler, der sich mit wissenschaftlicher Akribie um Objektivität bemühte, denn, man hat es in den traurigen Resten, die von der Germanistik heute übriggeblieben sind, längst vergessen, dass die Resonanz von Texten, die Größe des Interesses eines Publikums für diese Texte nicht zuallererst von letztlich subjektiven Qualitätskriterien abhängt, sondern zuallererst davon, ob sie eine Funktion erfüllen, ob sie benötigt werden, ob, wie man heute sagt, ein Markt für sie besteht – und dieser Markt ist im übrigen nicht identisch mit dem künstlich erzeugten Anerkennungsmarkt des deutschen Feuilletons. Aber so, wie man nicht ewig und ungestraft mit Subventionen, Zwangsmaßnahmen und einer Geldproduktion, die locker die Warenproduktion übersteigt, einen künstlichen Markt

halluzinieren kann, so kann man auch nicht das wachsende Desinteresse an Literatur mit feuilletonistischer Hybris wegeskamotieren. Die Krise der Literatur wird von der simplen Tatsache verursacht, dass die Gesellschaft Literatur nicht mehr benötigt.

Literatur ist Kommunikation, lernte ich von Rüdiger Bernhardt. Ich lernte zudem, dass man Texten, wie die Protokollbücher der Endzeit der DDR, Frauenprotokolle, Männerprotokolle, über die ich die Nase rümpfte, mit einer ästhetischen Bewertung nicht gerecht wurde, sondern, dass sie allein aus ihrer Funktion, aus dem gesellschaftlichen Bedürfnis heraus zu verstehen waren. Im Falle der Protokollbücher („Wach auf, du Schöne“, „Männerprotokolle“ etc.) erfüllten die Autorinnen Funktionen des Journalismus, die von den Medien nicht wahrgenommen wurden.

Später sollte ich Ansätze für diese Herangehensweise bei Carl Einstein und Juri Tynjanow finden, wenn der russische Formalist verdeutlichte, dass ohne Massensliteratur keine „Literatur der Generäle“ entstehen würde und dass die Funktion ihre Form suchte.

Rüdiger Bernhardt allerdings hatte sein Handwerkszeug nicht bei den russischen Formalisten gelernt, sondern bei Hans Mayer, dem berühmten und genialen Literaturwissenschaftler, der 1963 von einer Vortragsreise nach Westdeutschland nicht mehr nach Leipzig zurückkehrte. Der Weggang des Lehrers, sein „Überlaufen zum Klassenfeind“, blieb für seine Schüler nicht ohne Folgen. Mayers Schule in Leipzig wurde zerschlagen, seine Schüler zerstreut. Rüdiger Bernhardt, damals Mayers Hilfsassistent, wurde genötigt, früher das Studium abzuschließen und nahm am Theater Plauen eine Stelle als Regieassistent an. Von dort holte ihn der Lessing-Forscher Thomas Höhle an die Universität nach Halle.

So ist es mehr als eine schöne Geste, wenn das vorliegende Buch mit einem Text zum Tode von Hans Mayer eröffnet wird: „Hans Mayer, dem Dichtung Heimat und Dichter Freunde waren. Zum Tod des Literaturwissenschaftlers und Kritikers am 19. Mai 2001“, beginnt doch auch Rüdiger Bernhardts akademischer Weg mit Hans Mayer: „Es ist keine Spur, die Hans Mayer hinterlässt, sondern eine Straße des Geistes, an der er seine Schüler angesiedelt hat. Bei aller Unterschiedlichkeit ihres Denkens eint sie die Verehrung, ja Liebe zu ihm. Das ist bei Volker Braun, Christoph Hein, Günter Grass und mehreren Literaturwissenschaftlern literarisch dokumentiert. Stolz war er auf die vielen Schriftsteller, die seine

Studenten waren, Irmtraud Morgner und Christa Wolf, besondere Unterstützung bekam Uwe Johnson. Der legendäre Hörsaal 40 – er gab der Kast-Geschichte *Der Hörsaal* (1964) von Volker Braun den Titel – in der nicht mehr vorhandenen alten Universität Leipzig brachte den Studenten bis 1963 Weltliteratur nahe, in Personen und in Entstehungsprozessen.“ Mayers Büchner-Buch oder der Essay-Band „Außenseiter“ sollte noch heute Germanistikstudenten als Propädeutikum dienen.

Bereits das Peter Hille Bändchen, vor allem die Biographie des Dichters, die 2007 erschienene und hochgelobte Gerhart Hauptmann Biographie weisen neben vielen weiteren Publikationen daraufhin, dass Rüdiger Bernhards wissenschaftliche Liebe dem Naturalismus gehört, in dem er Bedeutendes leistete. Auch wenn sich nach der Promotion Rüdiger Bernhardt mit der Gegenwartsliteratur beschäftigte, blieb er dem Naturalismus treu.

In der Habilitationsschrift, die bis heute nicht an Frische, an Originalität, an Kenntnisreichstem und an wissenschaftlicher Brillanz eingebüßt hat, setzte sich der junge Literaturwissenschaftler mit der Rezeption der Antike in der DDR-Literatur auseinander. Hatte er für den Naturalismus die Literatur dieser Zeit als komplexes gesellschaftliches System untersucht, zu dem nicht nur Texte, sondern auch Rezensionen und literarische, aber auch philosophische und politische Diskussionen nebst des sozialen Kontextes der Autoren eine Rolle spielten, so hat er diese Arbeitsweise erweitert und gleichzeitig verfeinert. Die Bücher in seinen Regalen nehmen ein beängstigendes Volumen an, denn man zieht nicht nur das Buch heraus, sondern im Buch selbst finden sich auch die Kritiken zu diesem Text.

Der vorliegende Band vereinigt eine Auswahl von Rezensionen, die zwischen 2000 und 2020 publiziert worden sind. Sie stellen insofern ein Zeitzeugnis da, weil in den Biographien und den Texten der Schriftsteller, der Bruch zwischen dem Schreiben in der DDR und dem in Ostdeutschland nach der Wende auf subtile Art und Weise deutlich wird. Wenn inzwischen der politikwissenschaftliche Euphemismus von den Transformationsleistungen Konjunktur hat, weil sich mit ihm Lebensbrüche und -umbrüche so gut hinter der kalten Oberfläche bürokratischer Phrasen verstecken oder gar aus der öffentlichen Wahrnehmung verdrängen lassen, dann leisten sich, wie Rüdiger Bernhardt en passant in seinen Rezensionen auf-

zeigt, Schriftsteller, die in der DDR zu schreiben und zu publizieren begannen, eine Verweigerung dieser Transformation. Sie beharren auf dem Wirklichen, auf dem, was stattfindet.

Sicher, noch immer schreiben Schriftsteller in Deutschland, doch es existiert keine Literatur mehr als Gesamtheit. Es mag paradox klingen, aber mit der DDR und der DDR-Literatur verschwand die letzte große Gesamtliteratur in Deutschland. Diesen Verlust lassen die Rezensionen mitschwingen, weil sie die Texte und die Biographien als Teil des Prozesses und zugleich als dessen Resultate verstehen. Sie sind mehr als in einer Hinsicht lesenswert.

Kapitel fünf und sechs des Buches besitzen überdies einen dokumentarischen Wert, denn sie verweisen auf eine in Vergessenheit geratene Besonderheit in der DDR, auf den Bitterfelder Weg, auf die Anstrengungen, die unternommen wurden, um literarische Talente unter den Arbeitern und den Bauern zu fördern. Daraus gingen die Zirkel der „Schreibenden Arbeiter“ hervor. Auch wenn in diesen Zirkeln Arbeiter seltener anzutreffen waren, sondern eher Intelligenzler, Ingenieure, Technologen, Mediziner, Verwaltungsangestellte, schreibwütige Schüler und Studenten, ein buntes Völkchen, so gaben diese Zirkel doch so manchem Starthilfe auf den Weg in die Literatur. Zumindest endete – im Bild gesprochen – der Bitterfelder Weg nicht mit der DDR. Hier bieten die Rezensionen einen kenntnisreichen und stupenden Einblick und dokumentieren gleichzeitig literarische Prozesse, die von der Germanistik nur deshalb nicht ignoriert werden, weil sie in ihrer Literaturferne, in ihrer Autodekonstruktion durch den Dekonstruktivismus und den sprachverhunzenden Kopffechtereien des Genderismus nicht einmal eine Ahnung davon hegen, wo und in welcher Breite Literatur entsteht.

Wie viele Rezensionen ich inzwischen seit dem Studium publiziert habe, weiß ich nicht, aber gelernt habe ich das Handwerk des Rezensierens bei Rüdiger Bernhardt. Es begann damit, dass seine Schüler, so auch ich, einen Roman oder einen Band Erzählungen in die Hand gedrückt bekamen, den sie für die Tagespresse rezensieren sollten. Anfangs legte ich ihm meine Kritiken vor, die er mit mir durchsprach, bald schon, wollte er sie erst sehen, wenn sie erschienen waren. Der Kontakt lief nun direkt mit den Kulturredakteuren. Auch Romane oder Erzählungen, die politisch sehr erwünscht und protegiert waren, konnten bei mangelnder Qualität

verrissen werden, man musste es nur gut begründen, ich habe es jedenfalls getan. Die Gewöhnung an die Besonderheiten der Pressearbeit und an die Beurteilung von Gegenwartsliteratur, das Gespür für die Lebendigkeit von Literatur sprang für mich dabei heraus, zudem ein kleines Salär, das man als Student nicht verachtete. Vor allem aber hielt er mit diesen Arbeiten seine Schüler immer wieder dazu an, aus dem akademischen Wolkenkuckucksheim der Germanistik in die Realität der Literatur, in den literarischen Alltag zu schauen.

Am Ende unseres ersten, so schönen Gesprächs über Literatur machte ich aus meinem Herzen keine Mördergrube und sagte, dass ich um den Termin gebeten hätte, weil ich kein Deutschlehrer werden wolle. Doch das hatte Rüdiger Bernhardt aus unserem Gespräch bereits herausgehört. Er empfahl mir, erstmal in Halle anzukommen und mit dem Studium zu beginnen. Bei entsprechenden Leistungen könne man mich aus dem Lehrerstudium herausnehmen, schließlich bestanden die Möglichkeiten einer Aspirantur oder eines Forschungsstudiums.

So lange sollte es nicht dauern. Die Sektion Germanistik/Kunstwissenschaften hatte ein Pilotprojekt durchgesetzt. Sie durfte vier Studenten aus dem normalen Curriculum herausnehmen und mit ihnen einen individuellen Studienplan abschließen. So kam es, dass ich ab dem 3. Semester doch noch Diplomgermanistik studieren durfte, hinzu trat das Studium der Geschichte, das ich mit allen Prüfungen abzuschließen hatte – und auch die Philosophie fand in dieser Studienvereinbarung Platz.

Sein Schüler zu sein, machte auch ein wenig stolz, besonders, wenn man seine Vorlesungen hörte, denn die erfreuten sich einer großen Beliebtheit. Rüdiger Bernhardt ist ein brillanter Rhetoriker und er verstand es immer in seinen Vorlesungen, Literatur zu inszenieren. Seine Zeit am Theater und seine Arbeit als Regisseur dürften ihm ein Gespür für die Dramatik der Entstehung, der Ästhetik und der Wirkung von Literatur vermittelt haben. Einmal, an einem Faschingsdienstag, stürmte ein Karnevalsauzug von Studenten seinen Hörsaal und forderte, eine Erklärung verlesen zu dürfen. Der Professor gestattete es. Die karnevalstrunkenen Studenten erklärten alle Lehrveranstaltungen für abgesetzt und forderten die Hörer auf, sich ihnen sogleich anzuschließen. Doch zu ihrem großen Erstaunen rührte sich im Vorlesungssaal niemand, alle blieben auf ihren Bänken

sitzen, obwohl wir Germanisten kein Kind von Traurigkeit waren. Auf die Frage des Anführers des Umzugs, was nun sei, antwortete ein Student, dass die Karnevalisten die Vorlesung nicht weiter stören sollten, sie, die Germanisten zögen es jedenfalls vor, weiter zuzuhören.

Wenn Rüdiger Bernhardt über die Literatur der Bundesrepublik las, empfahl es sich, sich frühzeitig einen Platz im gewiss nicht kleinen Vorlesungssaal zu sichern, denn dann strömten auch Studenten, auch wissenschaftliche Mitarbeiter anderer Sektionen herbei.

Es kam das Jahr 1989 – und für die ostdeutsche Geisteswissenschaft der Kahlschlag, denn es mussten Lehrstühle auch für die dritte oder vierte Garde aus dem Westen Deutschlands freigeräumt werden. Man nannte das Evaluation. Inzwischen hatte ich die Sektion verlassen und arbeitete bereits am Theater. So erfuhr ich aus der Ferne von den skandalösen Vorgängen in Halle. Keiner meiner Professoren, die über eine außergewöhnlich hohe Expertise verfügten, blieb an der Sektion, die einstmals so stolze und so achtbare Germanistik Halles sank in die Bedeutungslosigkeit. Eines Morgens, als Professor Rüdiger Bernhardt das Germanistische Institut betrat, um zu unterrichten, entdeckte er eine Liste mit den Namen derer, die Hausverbot erhielten. Es waren so gut wie alle Professoren aufgelistet, auch er. Auf Wunsch der Studenten, die auch gegen die Entlassung ihrer Hochschullehrer demonstrierten, hielt Rüdiger Bernhardt die Vorlesungen bis zum Abschluss des Semesters abends im Internat. Die Studenten bereiteten diese „Abendveranstaltungen“ stets sehr liebevoll vor.

Wenn man einen Blick auf die Bibliographie der Bücher und auf die Liste der Rezensionen, die seitdem erschienen sind, und auf die Anzahl der Vorträge, die er seitdem gehalten hat, wirft, so wechseln Respekt und Staunen einander ab. Es ist ein beachtliches Oeuvre entstanden, das es zu würdigen gilt. Ein kleiner Teil davon, 77 Rezensionen und kleinere Aufsätze, wurden in diesem Band versammelt.

Beim Lesen der Rezensionen empfand ich wieder die große Freude und das Glück, sein Schüler zu sein. Es ist schon etwas Merkwürdiges im Leben, ganz gleich, was der Schüler im Leben unternimmt, dem Lehrer gegenüber wird er immer der Schüler bleiben. Und – ich bin es gern.